

Bilder weißen Marmors

Rassismus tötet, wenn auch nicht im Wohlfühlfilm »Green Book«. **Von Hannes Klug**

egal, wie sehr er auch beleidigt oder gedemütigt wird, »Doc« Shirley (Mahershala Ali) lässt sich nicht aus der Fassung bringen. Er nennt es »die Würde bewahren«. Obwohl weiße Gäste den schwarzen Musiker in einer Bar verprügeln und ihn wissen lassen, sie bräuchten sein Haar als »Stahlwolle für den Abwasch«, bedankt er sich nach seinem Auftritt bei der weißen High Society im Publikum noch lächelnd für die »warme Gastfreundschaft von Louisville, Kentucky«. Seine Tour durch die Südstaaten der USA findet 1962 statt, zu einer Zeit, als dort noch die Rassentrennung gilt, die erst zwei Jahre später durch den Civil Rights Act aufgehoben werden wird.

Weil er für seine Konzertreise einen Fahrer braucht und weil »Travelling while black« ein riskantes Unterfangen ist, heuert er Tony Lip (Viggo Mortensen) an. Tony ist ein Türsteher mit Mafia-Verbindung, ein bodenständiger Familienvater aus der damals noch blütenweißen New Yorker Bronx, der so seine Vorurteile hat und daher Gläser, aus denen zwei schwarze Handwerker getrunken haben, mit spitzen Fingern im Mülleimer entsorgt. Da es aber nun mal sein Job ist, befreit er den Pianistenaus jedem Schlamassel, in den sie rassistisch hineingeraten. Und während Tony am Steuer raucht, frisst, flucht oder alles auf einmal, rückt Doc auf dem Rücksitz pikiert das seidene Halstuch zurecht und ermahnt ihn, beide Hände am Lenkrad und den Blick auf der Straße zu behalten. Und er soll, bitte, seine Gossensprache zügeln.

»Green Book – Eine besondere Freundschaft« lebt vor allem von seinen zwei großartigen Hauptdarstellern: Den Dänen Viggo Mortensen als italienischstämmigen Lebemann zu casten, der für seine Rolle 15 Ki-

lo zugelegt hat und dem man sofort glaubt, dass er bei einem Wettbewerb 26 Hotdogs verdrückt, ist ein großartiger Coup, und auch Mahershala Ali als kosmopolitischer Schöngest mit quasi-aristokratischem Dünkel, dessen Maske unter der täglichen Deklassierung ganz langsam bröckelt, ist äußerst sehenswert. Die Klos darf er nicht benutzen, die Polizei schikaniert ihn. Als er sich in einer Besenkammer umziehen soll und auch im Hotelrestaurant nicht willkommen ist, fängt er an, sich zu wehren, und landet schließlich in einem »Juke Joint«, wo er zu Zeiten von Little Richard und Sam Cooke als Klassikschüler endlich Erstkontakt zur schwarzen Jazz- und Soul-Gemeinde aufnimmt.

Im Cadillac vereint, freunden sich die ungleichen Männer – das ist zu erwarten – an. Der Film erinnert an Vorläufer wie »The Defiant Ones« (»Flucht in Ketten«, 1958) von Regisseur Stanley Kramer, in dem Sidney Poitier und Tony Curtis aneinandergekettet aus einem Gefangenentransporter fliehen und wohl oder übel ihre jeweiligen Ressentiments überwinden müssen. Regisseur Peter Farrelly, mit Filmen wie »Dumm und Dümmer« und »Verrückt nach Mary« ein Meister derben Humors, setzt Bilder weißen Marmors in prunkvollen Südstaatenvillen oder dichten Schneetreibens wie eine subversive Botschaft ein, die Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit verhandelt. In Docs Wohnung gibt es sogar ein Schachspiel, auf dem sich nur weiße Figuren gegenüberstehen: Eine positive eigene Identität besitzt er auch als Star in dieser weißen Welt nicht.

Trotzdem darf man fragen, ob ein harmloses »Feelgood-Movie« zum

Thema Rassismus zurzeit, da rassistische Gewalt überall zunimmt, nicht zuwenig ist. Wer in dieser Story Haupt- und wer Nebenfigur ist, das haben nicht zuletzt die (insgesamt fünf) Oscar-Nominierungen geklärt: Der Draufgänger Tony ist nicht nur Docs Chauffeur und Leibwächter, sondern auch der Gewährsmann eines weißen Publikums, das rassistische Strukturen gerade nicht als existentielle Bedrohung erlebt, sondern als bloße Unannehmlichkeit, zu deren zuverlässiger Beseitigung immer ein Schutzengel herbeieilt, bevor es wirklich bedrohlich wird. Rassismus tötet – aber nicht in diesem Film. In »Green Book« lösen sich alle Widersprüche im Sinne eines Weihnachtsmärchens auf: Wenn alle ihr rassistische Denken fahren lassen, bleibt auch keines mehr übrig. Ist doch ganz einfach, oder?

■ »Green Book«, Regie: Peter Farrelly, USA 2018, 131 Min., Kinostart: heute

„ In Docs Wohnung gibt es sogar ein Schachspiel, auf dem sich nur weiße Figuren gegenüberstehen.“



Ganz einfach, oder? Tony (Viggo Mortensen) und »Doc« Shirley (Mahershala Ali)

Eigensinnig zu Pferd

Zärtlich, aber ehrlich: Carson McHones Countryalbum »Carousel«

Als junges Mädchen ritt Carson McHone zu Pferde durch Seitenstraßen und über verlassene Parkplätze. So bewegte sie sich fort innerhalb der Grenzen ihrer Heimatstadt Austin – etwas anders als die anderen. Ähnlich macht sie heute, mit Mitte Zwanzig, ihre Musik: McHone bleibt dem Genre Country treu, doch bespielt sie es durchaus eigensinnig.

Im Alter von 16 Jahren begann McHone in Austins Bars zu spielen. Verlassene und Ausgehaltene wurden Teil ihrer Sozialisation und Nährboden für ihre Weltsicht und Texte. »Dram Shop Gal« ist so ein Text auf der neuen Platte »Carousel«. Die Protagonistin zieht darin dem Leben in eingefahrenen Bahnen das Nachtleben, das Tanzen in der Schnapsbar vor. McHone singt: »I would not be bound«, zurückhalten lasse ich mich

nicht. Auch andere ihrer Texte greifen typische Countrysongmotive wie Eifersucht, Misstrauen oder die Angst vorm Verlassenwerden auf.

Die Lösung indes liegt nicht im Warten auf die Läuterung des Partners, sondern in der konsequenten Ehrlichkeit der Erzählerin: Sie durchschaut die Betrugsspielchen (»Maybe they're just really good friends«) oder dreht den Spieß ganz einfach um, schätzt sich glücklich in ihrer Einsamkeit wie in »Lucky« – und ist stolz darauf. Oder ist der Stolz eher getarnte Verzweiflung? Die Texte bleiben hier gekonnt uneindeutig. Wie im richtigen Leben, wo man auch nicht immer genau sagen kann, was man gerade fühlt.

Der Opener »Sad« geht noch über dieses »Schema« hinaus. In ihm geht es um eine Geschichte von Traurigkeit, in der destruktiv-depressive Tendenzen

und der oft aussichtslose Kampf gegen sie bildhaft veranschaulicht werden. Der aber auch solche tröstlichen Zeilen enthält: »There is no shadow without the light.« Der Trost hält freilich nicht lang, denn so geht es weiter: »There is a sadness both day and night.«

Diese Schönheit im Traurigsein und McHones Poesie schonungsloser Ehrlichkeit verweisen auf ihre musikalische Sozialisation. Umgeben von Musik großartiger texanischer Countrypoeten wie Lucinda Williams, Guy Clark und Townes Van Zandt wuchs sie in Texas auf. »Die Musik dieser Leute lief ständig zu Hause oder im Auto. Ich bin mit diesen Sounds erwachsen geworden«, sagte McHone in einem Interview. Manchen Songzeilen kann man die großen Vorbilder direkter, schlichter, schöner Sprache anmerken, etwa wenn in »Gentle« das gebrochene Herz seinen nervenaufreibenden Kampf gegen das verständliche Bedürfnis gedanklicher Ruhe immer wieder gewinnt (»I bet my heart against my brain / and every time I lose«). Beispielhaft hierfür ist auch »How 'bout it?«, eine grandiose Piano-

ballade, in der McHone bitter-schöne Bilder für unerfüllte Sehnsucht findet.

Die Songs auf »Carousel« sind zum Großteil Neuaufnahmen, mitunter von Stücken, die bereits auf ihrem Debüt »Goodluck Man« von 2015 zu finden sind. Verblüffend ist dabei der enorme Mehrwert ihrer neuen Versionen. Mick McCarthy, bekannt für seine Arbeit mit der Indierockband Spoon, produzierte die 2015 noch generisch-bieder daherkommenden Lieder gewissermaßen gegen den Strich. So wird McHones Honkytonk spielerisch unterlaufen von Rhythmuswechseln, verzerrten Gitarren und einem Hauch Jazzfeeling. Es bleibt freilich Country, schön süffig und sehr gut durchzuhören.

Und wer weiß, vielleicht bricht McHones Pferd in Zukunft ja noch ein wenig freiheitsliebender aus den Straßenverläufen aus, oder die zwei verlassen gleich die Stadt? Das hätte Carson McHone drauf, mit ihrer Stimme, ihrer zärtlichen Ehrlichkeit, ihrem großen musikalischen Talent.

Frank Schwarzberg

■ Carson McHone: »Carousel« (Loose Music/Rough Trade)

Schneemenschen bauen

Von Wiglaf Droste

In der Nacht schneite es so heftig, dass man kein Fenster öffnen oder auch nur auf Kipp stellen konnte; der Schnee wäre sonst ins Haus gewirbelt. Es war nicht das übliche Matschzeug, sondern ein leicht pappiger Pulverschnee, der auch liegenblieb, weil die Temperaturen weit unter null Grad Celsius gefallen waren. Eine knapp halbmeterhohe Schneedecke ist bestens geeignet, Schneemenschen zu bauen. Der Schneemann wird mit Eierkohlenaugen, einer Möhrennase und in der Körpermitte mit einem Bananenglied ausgestattet, wobei mir die großzügigere Variante, ein Salatgurkenpenis, noch weit besser gefällt.

Der Schneefrau bekommt üppige Brüste modelliert, als Brustspitzen taugen, wie auch beim Mann, zwei Tiefkühlhimbeeren. Im Schritt wird eine halbe Feige drapiert; das leuchtet rot und sieht saftig aus, und schließlich ist im Italienischen »Fica« das Wort für Feige wie auch für Vagina. Damit sich die beiden auch küssend verwöhnen können, bekommen sie Münder; das Material dazu liefert eine grüne Melone. Scham-, Achsel- und Brustbehaarung kann man aus Drahtwolle herstellen; die permanente Körperrasur entspringt der menschlichen Dummheit, die sich für ästhetisch hält, obwohl sie den Menschen seiner human-animalischen Düfte und Anziehungskräfte beraubt.

Aufgestellt werden Schneefrau und Schneemann nah beieinander, und mit etwas Glück findet man schon am nächsten Morgen drei kleine Schneekinder vor, »three little Kids for the Flavour«, wie Dean Martin in »Memories are made of this« so schmelzend singt. Und schmelzen müssen die Schneemenschen auch irgendwann, aber sie hatten ein zwar kurzes, aber liebevoll gestaltetes Leben.

Zeh vereidigt

Schriftstellerin Juli Zeh ist am Mittwoch als ehrenamtliche Verfassungsrichterin des Landes Brandenburg im dortigen Landtag vereidigt worden. Die 44jährige war im vergangenen Dezember unter ihrem bürgerlichen Namen Julia Barbara Finck auf Vorschlag der SPD in das Ehrenamt gewählt worden. Anschließend versicherte sie gegenüber dpa: »Ich fühle mich wunderbar«. Ein weiteres prominentes Mitglied des Richterkollegiums ist seit 2012 Filmemacher Andreas Dresen. Geboren wurde Juli Zeh in Bonn. Sie lebt mit ihrer Familie seit mehr als zwölf Jahren im brandenburgischen Dorf Barnewitz. 2016 erschien ihr Erfolgsroman »Unterleuten« über ein fiktives brandenburgisches Dorf, im Herbst ihr bisher letztes Buch »Neujahr«.

(dpa/iW)